

ds Chlapperläubli

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 26

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Er erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Bernener Woche“, Neueneggasse 9, entgegengenommen.

Brief an die „Bernener Woche“.

Von Ernst Djer.

Meine liebe „Bernener Woche“!
Wenn ich heute darauf poche,
Dass, wer sich zu dir bekennt,
Dich auch schätzt als Abonnent,
Ist es, weil du, bodenständig,
Heimatlich und frisch-lebendig,
Hältst vorab mit Wort und Bild
Zu des Berners blankem Schild.
Wer dich je in Ruhe liest,
Der ergötzt sich und genießt.
Bilder sind's vom Bernerland,
Von des Bauern starker Hand,
Von der Kunst und vom Gewerbe,
Angestammt als gutes Erbe.
Aber deines Schrifttums Reiz
Spiegelt auch die liebe Schweiz.
Weit, von warmen Nebenborden
Des Tessins, bis hoch zum Norden,
Und vom Westen bis zum Osten
Lässtest du die Leser kosten,
Lässtest fühlen sie und wandern
Mit den weggewohnten andern.
Doch, da unser Ländchen klein,
Sucht auch oft die Welt hinein,
Und erzählt in deinen Spalten
Dort ihr Wesen und Gestalten,
Von Natur, von Mißgeschick,
Von der „lieben“ Politik,
Die sich oft als faul erweist
Und um unser Ländchen kreist.
Denn es nimmt den Leser wunder,
Was — ganz ohne Schuld und Plunder —
Draußen in dem Weltall oft
Sich ereignet unversehrt.
Also, liebe „Bernener Woche“,
Du gehörst mit zur Epoche
Und du bleibst die Wochenschrift,
Die zumeist das Rechte trifft.
Gute Prosa, gute Dichtung,
Unter des Verlages Sichtung,
Sie erbauen deine Kreise.
Der Humor, gerechterweise,
Lacht und spöttelt, zwidit und neid't
Alles, was dazu bezweckt.
Lässtest du im Bild erschauen,
Lässtest du im Bild erschauen,
Die wir kannten, die da lebten,
Die mit uns ein Ziel erstrebten,
Bis ihr letztes Stündlein schlug
Und man sie zu Grabe trug.
Also wußtest Freud' und Leiden
Du in deine Schrift zu kleiden.
Schürfest tief im Schweizer Boden,
Weißt das Böse auszuroden,
Ein gesundes Korn zu säen,
Stolz die reife Frucht zu mähen,
Und zum freudigen Gelingen
Reich und voll sie einzubringen.
Meine liebe „Bernener Woche“!
Aus dem bösen Wetterloche
Pfeift es auch um dein Bestehen.
Darum, Berner, laßst sehen,
Was euch heute daran liegt,
Dass die „Bernener Woche“ kriegt
Viele neue Abonnenten.
Sind's auch keine fetten Renten,
Die die „Bernener Woche“ bietet,
Freut euch doch, was fest genietet
An des Lebens Halt und Schwung,
Das man nennt: Versicherung!
„Bernener Woche“, du mußt leben!
Was du uns so reich gegeben,
Rehre als vermehrtes Glück
Dir zu dem Verlag zurück:
Wachsen soll von mal zu mal
Deiner treuen Leser Zahl!

Der geheimnisvolle Mieter.

Er war ein großer, schlanker, sympathischer Herr, der sich vor einiger Zeit bei uns eingemietet hatte. Kaum nahm er sich Zeit, das Zimmer recht anzusehen, als er rasch entschlossen sagte: „Ja, ich nehme es, es gefällt mir.“ An einem der folgenden Tage erfuhren wir, daß er arbeitslos sei. Das tat uns leid für ihn. Er saß über Tag viel im Zimmer und las Bücher, die ich ihm geliehen hatte. Bald übernahm er eine Vertretung für Staubsauger. Jetzt hätte es nur noch vieler Käufer bedurft, um ihn glücklich zu machen. Diese blieben jedoch aus. Trotzdem er fortwährend Beschäftigung hatte und vom Schicksal verfolgt war, schienen er stets zufrieden und war freundlich seinen Mitmenschen gegenüber.

Aber etwas an ihm fiel uns auf und erweckte unser Mißtrauen. Er war nämlich höchstens 3—4mal in der Woche nachts im Zimmer. Wo war er in der Zwischenzeit? Auch kam es vor, daß er abends früh ins Zimmer ging, sich jedenfalls schlafen legte bis die Geisterstunde nahte. Denn öfters, wenn wir bis spät nachts arbeiteten, ging plötzlich das schrille Klingeln seines Weckers durch das Haus. Kurze Zeit darauf verließ unser merkwürdiger Raubzimmer und Haus und ließ sich vor dem nächsten Mittag oder Abend nicht mehr blicken. Was sollten wir darüber denken? Es war uns unheimlich.

Und doch, wer sollte was Böses von ihm denken? Alles Mißtrauen war verloren, wenn man ihm in seine klaren, dunklen Augen sah, seine wohlklingende, freundliche Stimme hörte! Da schreibt mir eine gute Freundin, ihr Sohn komme nächstens hieher in Stellung, und es wäre ihr eine große Erleichterung, wenn wir ihn bei uns aufnehmen könnten. Gerne waren wir bereit, den Jüngling bei uns aufzunehmen. Ja, der junge Walter sollte ein Heim finden, bei uns. Das konnte aber nur geschehen, indem der geheimnisvolle Fremde Platz machte. War das Zufall? Ich glaube kaum.

Herr A. saß, in einem Buche lesend, in seinem Zimmer am Tisch, als man ihm die Mitteilung machte, in 3—4 Wochen komme ein junger Bekannter zu uns und deshalb möchte er sich in der Zeit ein anderes Zimmer suchen. Er erklärte sich bereitwilligst einverstanden. Jedoch ungefähr eine Stunde später suchte er mich in der Küche auf, richtete seinen durchbohrten, forschenden Blick auf mich, indem er fragte: „Stimmt das wirklich, daß ein Bekannter von Ihnen das Zimmer wünscht?“ Als ich seine Frage bejahte, fuhr er fort: „Ich glaube kaum, daß Sie mich aus diesem Grunde los haben wollen. Vielmehr glaube ich, daß es Ihnen nicht gefällt, wenn ich oft nachts spät noch weggehe oder überhaupt wegbleibe. Seien Sie versichert, Böses geschieht nichts; aber ich will frei sein und tun, was mir beliebt.“

Seine Gedanken über diese dunkle Rede wird der freundliche Leser erraten. — Herr A. sagte mir noch, daß er auch bestimmt das Zimmer regelmäßig bezahlt hätte. Einige Tage nach dieser kleinen Begebenheit war der erste Monat vorbei, seit Herr A. da war und er brachte das Geld ohne weiteres.

So ging es noch 14 Tage weiter. Herr A., welcher immer noch keine Arbeit gefunden und auch die Vertretung längst aufgegeben hatte, kam nach wie vor gegen Mittag in sein Zimmer, las bis am Abend und weg ging er — kein Mensch wußte wohin. Nun kam der Sonntag. Der Kalender wies den 14. und am 15. sollte er ausziehen. Den ganzen Tag war er nicht zu sehen. Auch als wir uns nieder-

legten, um der gewohnten Ruhe zu pflegen, war er noch nicht heimgekommen. Aber nachts um 12 Uhr höre ich die Eingangstüre und seine Zimmertüre geräuschlos gehen. Mit der nächsten Morgenpost kommt ein Brief für ihn. Weil ich weiß, daß er immer mit Ungeduld die Post erwartet, klopfte ich an seine Türe. Keine Antwort. Ich klopfte nochmals, stärker. Nichts rührt sich. Einem plötzlichen Impulse folgend, öffnete ich die Türe. Das Zimmer ist leer, das Bett unberührt. Aber nicht das allein, nein, der Vogel ist ausgeflogen! Durchgebrannt? Nein! Auf dem Tische liegt das Geld und daneben ein Zettel, worauf er in fliegender Hast die Worte hingeschrieben hatte: „Sie finden das Geld auf dem Tische und die Schlüssel im Briefkasten. Hochachtung!“

Ich war sprachlos. Was sollte das bedeuten? Verschwinden, wie ein Dieb, in finsterner Nacht! Es war eine furchtliche Aufregung bei uns. Wir erwogen hin und her, was unsern Herrn A. wohl zu einer nächtlichen Flucht hätte bewegen können, jedoch ohne zu einem Schluß zu kommen.

Etwa vierzehn Tage später las ich wie gewöhnlich eine Tageszeitung. Da fiel mein Blick auf eine Nachricht, deren Inhalt ich mit dem größten Interesse verfolgte. Es stand da nämlich ungefähr folgendes:

Endlich hat man einen der Einbrecher erwischt, die vor einigen Wochen einer größeren Stadt der französischen Schweiz ihr Wesen trieben und deren man bis jetzt nicht konnte habhaft werden. Ein zweiter, dem man auf der Spur zu sein glaubte — er hat sich nämlich in hiesiger Stadt aufgehalten — ist leider entwischt vor etwa 14 Tagen. Nachher folgte eine genaue Beschreibung seiner Person, sein Name, sein Beruf. Und es stimmte alles bis auf den Namen, jedenfalls hatte er hier unter einem falschen Namen gelebt. Es konnte nicht fehlen, gewiß war es unser Herr A. Armer Mensch, was hatte ihn in solchen Abgrund führen können? Ein so netter Mensch, mit solchen Umgangsformen, so höflich und sympathisch! Es war uns arg zu denken, wir hätten mit einem Verbrecher unter einem Dache gewohnt. Aber wir fühlten alle ein großes Mitleid mit dem, der, Gott weiß aus welchem Grunde, auf solche Abwege geraten war.

L. Hof er.

Humor.

Aus einem Brandbericht.

„Der Brandplatz war durch zwei Landjäger und eine Laterne schwach erleuchtet.“

Immer beim Geschäft.

Mutter (entrüstet): „Mein Herr, ich habe Sie noch zum Stimmen des Klügels bestellt, statt dessen küssen Sie meine Tochter!“ — Klavierstimmer: „Verzeihung! Das Fräulein war auch ganz verstimmt.“

Merkwürdig.

„Na Fritzli, wo ist denn deine Mutter?“ — „Sie ist vor zwei Stunden auf fünf Minuten zur Nachbarin gegangen.“

Ein Marterl aus der Sächsischen Schweiz.

Hier an dieser scheiden Wand
Schürzte ab ein Müßiggang.
Oben da er noch drombeeden,
Unden aber ging er fleben.